



Bei Papa Hemingway.

Mir hat einmal ein Lebenserfahrener versichert, dass es erstaunlich wenig Unterschiede im Gruppenverhalten von Pastoren, Lehrern oder Kegelschwestern gibt. Da scheint was dran zu sein.

Ich erinnere mich, dass wir von der deutschsprachigen Delegation in den beiden letzten Konferenzreihen unversehens nach etlichen Neckereien, geflüsterten Witzen und Papierkügelchen-werfen in eine ausgelassene Stimmung geraten waren. Die allermeisten Statements und die unendlichen Übersetzungsversuche fanden wir schwer erträglich und gegen zehn am Abend reichte es uns. Wir hatten uns durch Gesten und Zeichen darauf geeinigt, der überlangen Rede eines spanisch sprechenden Autors und seiner erkennbar erschöpften Übersetzerin nicht länger zuzuhören. Es fiel natürlich auf, dass wir aufbrachen, aber das war uns jetzt egal.

„Zuviel Rücksichten sind ungesund“, sagte Lucie. Vielleicht hatte sich auch jeder von uns gesagt, dass alles besser sein würde als diese stinklangweilige internationale Literatentagung.

Draußen auf der Straße wollten wir uns über das weitere Programm verständigen. „Durst hat ja wohl jeder“, meinte der lange Bruno. „Ich habe Lust, tanzen zu gehen“, sagte Sarah und streckte sich genussvoll. Ich nehme an, dass wir Männer alle zu überlegen begannen: Wohin könnten wir dann geraten, haben wir genug Geld dabei und nicht zuletzt: Wie würde uns das temperamentvolle einheimische Publikum mit unseren doch sehr mäßigen Tanzkünsten beurteilen – und wie sollten wir reagieren, wenn Sarah, Lucie und May in den Sog kubanischer Tänzer geraten würden?

Ehe einer von uns den Einzelwunsch kommentieren konnte, bemerkte Jo mit der Kompetenz des schon einmal Hiergewesenen: „Das ist jetzt noch zu früh. Um diese Zeit ist alles wahnsinnig überfüllt; jetzt toben sich noch die Allerjüngsten aus.“

Das Argument überzeugte uns sofort. Aber feststand, dass wir jetzt ein Stimmungs-Stimulanz brauchten. May hatte dann den weiterführenden Einfall: „He, wisst ihr was? Wir besuchen Hemingway!“ Einer rief: „Wieso, ist der denn hier?“ „Na klar;“ sagte May, „der wohnt doch hier, meistens jedenfalls.“ „Kennst du ihn denn näher?“ wurde Jo gefragt, aber der verwies auf mich: „Der Wim ist ein Brieffreund von ihm, der weiß Bescheid.“

Klar, war ich stolz, aber es wurde mir auch unbehaglich. Ich stellte klar: „Brieffreund bin ich nicht gerade. Ich hab ihm als Jüngling nach meinen ersten gelesenen Hemingway-Büchern mal zum Geburtstag gratuliert, über den Verlag – und er hat mir sehr persönlich und nett geantwortet. Das ist alles und es ist ewig her.“

„Immerhin; er wird sich freuen, dich zu treffen – wo du schon mal hier bist!“, sagte Maria und Thomas fragte: „Du weißt doch sicher die Anschrift noch auswendig!“ „Das wohl“, antwortete ich zögernd, „auf dem Briefumschlag stand Hemingway, Finca Vigia, Santiago de Cuba, Havanna.“

Sie waren nicht davon abzuhalten, den berühmten Schriftstellerkollegen mit einem unvereinbarten Spätabendbesuch zu überraschen – „Huldigungsbesuch von deutschen und österreichischen Kollegen“ nannten sie das Vorhaben. Die vorherrschende Meinung war: „Er wird sich total freuen!“ Ich war hin und her gerissen, aber es gab kein Zurück mehr.

Wir konnten bald ein Taxi stoppen, aber der Fahrer wollte nur vier von uns mitnehmen, auf keinen Fall sieben. „Rufen Sie über Funk ein anderes Taxi“, rief einer. „Ich habe keinen Funk“, sagte der Taxifahrer.

Wir erörterten das Risiko einer Aufteilung in zwei Transporte hintereinander, Lucie fragte den Mann: „Wie weit ist denn bis zum Haus von Ernest Hemingway?“ „Ah, Sie wollen zu Papa Hemingway? Das sind zehn, zwölf Kilometer.“

Jo fasste den Ausdruck unserer Gesichter zusammen: „Das ist zu weit und dauert zu lange.“ Der Fahrer korrigierte sich: „Über eine Abkürzung sind es vielleicht acht Kilometer.“

„Sollen wir es mit einem Vorab-Trinkgeld versuchen?“ „Oder mit dem ersten Drittel eines Geldscheins?“ Jo wusste es besser: „Dann geht es eben nicht,“ sagte er mit einer resignierenden Armbewegung.

Der Fahrer hatte unser Flüstern entweder verstanden oder nur unsere Bewegungen richtig gedeutet; gerade, als wir so taten, als wollten wir die Straße zurückgehen, kam er auf den Gedanken, von einer nahen Kneipe aus zu telefonieren. Er machte uns das mit vielen Worten und Gesten klar. Wir lachten erleichtert und das zweite Taxi war in wenigen Minuten da.

May sprach die jetzt aufkommende Überlegung aus: „Wir haben ja nichts, was wir ihm mitbringen könnten.“ „Ach“, sagte Bruno, „notfalls singen wir ein Lied.“ „Oder Sarah sagt ihm ein Liebesgedicht auf“, sagte ich boshaft und bekam von ihr gleich einen Stoß in den Magen.

„Hätte auch keinen Zweck, denn ich kann keine zehn Worte von mir auswendig.“

„Dann sprechen wir ihm doch das Lied von der Glocke!“

„Das ist es! Er versteht ja wohl kein Deutsch!“

„Doch,“ sagte Jo, „ich glaube wohl; der alte Junge ist in seiner Reporterzeit ziemlich herumgekommen, auch in Deutschland und in der Schweiz.“

Der Hauseingang war dicht zugewachsen. Oben im Haus waren einige Zimmer beleuchtet. Wir standen vor einer blauen Haustüre, die, wie die Spinnweben bewiesen, aber wohl nicht der Haupteingang war. Mindestens vier Katzen huschten vorbei und einige Nachtvögel hatte unser Geflüster auch geweckt. Wir überlegten: „Hier muss doch irgendwo eine Klingel oder eine Glocke sein! Seht ihr keine Kette oder ein Seil, das nach innen geht?“

Mays sonst angenehme Stimme war ein bisschen zu laut gewesen. Oben öffnete sich ein Fenster, ein Vorhang wehte heraus, dahinter verbarg sich eine blonde Frau. „What do you want, you damned Krauts?“ fragte sie mit einer wundervollen Altstimme. Ich war darauf gefasst, dass genau sie hier bei ihm war und antwortete zur Verblüffung meiner Freunde: „Guten Abend, Frau Dietrich! Wir sind Freunde und Fans von Ihnen und von Ernest. Wir schauen nur kurz vorbei – ist das zu unverschämt?“

Marlene fragte etwas nach hinten. Dann schaute er mit seinem graubärtigen Gesicht heraus und musterte uns. Wir schoben die Frauen mehr nach vorne. „Who are you? Did you got Whiskey with you?“

„We are sorry, we have nothing, nothing but our love – and maybe a song, a german song!“ Das rief Licie. „Oh, thank you“ rief Hemingway zurück und lachte.

Was er dann sagte, verstand ich nicht mehr. Er hatte Marlene an sich gezogen und rief uns dann zu, auf Deutsch und ganz langsam: „Das hier ist meine Lieblingsstimme.“ Marlene küsste ihn lächelnd auf den Backenbart, und dann rief Hemingway zu May herunter: „Du Schöne in dem roten Hemd, kannst du was von Holderlin?“ May sah sich hilflos um. Ich antwortete schnell: „Sicher, großer Kollege, wir können alle etwas von Hölderlin auswendig.“ So sicher war ich nicht, „Hälfte des Lebens“ müssten wir doch hinkriegen, aber Hemingway rief: „Okay, folks, wait a minute!“

„Mensch, Leute!“ sagte ich und war so aufgeregt, dass mir der Film riss. Ich weiß deshalb leider nicht, was dann folgte. Aber das kann doch wohl kein Traum gewesen sein!

Erläuterung: Der Autor hatte als junger Mann und begeisterter Hemingway-Leser einen selbst getippten Luftpostbrief von Hemingway als Dank für einen Geburtstagsglückwunsch bekommen; vielleicht war er zufällig einer der ersten deutschen Nachkriegsleser, der sich bei ihm meldete: Finca Vigia, San Francisco de Paula, Cuba. 16/8/50: Dear Helmut: Thank you very much for writing me. It moved me very much and made me very happy. I hope you will like the new book. It is very sad but I think everyone will find what they bring to it and I hope more. I need all the good luck you wish me and about three good Panzer divisions to win now. But I declare to win. Thank you again for your letter. Your friend, Ernest Hemingway.

1950 ging die Kritik hart mit ihm um, weil sie auf ein neues großes Werk wartete. Das erwähnte Buch war „Über den Fluss und in die Wälder“. Der nächste große Wurf, Auslöser für den Literatur-Nobelpreis war dann „Der alte Mann und das Meer“.